

Fenilleton.

Nationaltheater.

Von Karl Sebestyén.

Wenn wir uns in den folgenden Betrachtungen lediglich auf ein Resümé der verfloffenen Saison des Nationaltheaters zu beschränken hätten, so wäre unser Pensum bald erledigt. Denn wir müssen lange zurückdenken, in den Annalen dieser Kunstanstalt mit peinlicher Sorgfalt blättern, bis wir einen Zeitabschnitt finden, der an Armseligkeit und Fruchtlosigkeit dem letzten Jahre vergleichbar wäre. Aus der öden Eintönigkeit des frisch Gebotenen hebt sich allein die glanzvolle Reprise des Shakespeareschen „Sturm“ empor. Sonst aber fast durchweg Misserfolg oder Scheinerfolg, dilettantische Selbstüberhebung oder impotente Wache, abgelebte Schemen oder bühnenwidrige Dramatisierungen geistvoll paradoxer Philosopheme. Zwei Originalwerke sind an uns vorübergezogen, „Alarcosok“ von Alexander Balázs, einem gewiegenen Techniker, der aber diesmal nur zu wenig zu sagen hatte, und Julius Fekárs „Danton“, ein Werk, von glühender Ambition inspiriert und eher großzügig in der Konzeption, als gelungen in der Ausführung. Wenn diesem doch ein längeres Bühnenleben beschieden war, so hat es dies in erster Reihe seinem äußerst interessanten, historischen Stoff und den bewegten, heifmatigen Szenen und Bildern zu verdanken. Von den fremdländischen Autoren haben wir G. B. Shaw zu hören bekommen, aber sein „Man and Superman“ gehört nicht zu den Meisterwerken des irischen Meisters. Nur der prachtvollen Dialektik der zwei Hauptdarsteller, der Frau Paulay und des Herrn Odry, ist es gelungen, dieses Drama vor dem sicheren Tod zu retten. Eine große Errungenschaft heimischer Bühnen- und Regiekunst konnten wir in der Aufführung des „Sturm“ dankbar anerkennend begrüßen. Das war eine Leistung, an deren Erfolg Fleiß und Talent, Wissen und Können ihren gleichen Anteil hatten. Der vortreffliche Hebesti, seine Mitarbeiter, Frau Bajor, Odry, Sugar, Kózsahégi zeigten uns wieder einmal, was dieses Theater zu produzieren vermag, wenn nur die Probleme

richtig gestellt, die Aufgaben mit feinem, verständigem Eklektizismus gewählt und die ihrer Lösung ebenbürtigen Kräfte zur Verfügung gegeben werden. Aber von diesem ganz isolierten Volltreffer abgesehen, begegneten wir auf dem Spielplan des Theaters Fehlgriffen und vollkommenem Versagen, wenn da noch überhaupt von einem Spielplan zu reden kein eitles Schwätzen ist.

Denn eben das Planmäßige haben wir im Repertoire des Theaters schmerzlich vermisst. Wochenlang wurde dem Publikum schwerste Kost vorgelegt, nur Tragödien großen Stils wurden zugelassen, Stücke unter fünf ausgewachsenen Akten und unter einer Komparierie von wenigstens hundert Mitwirkenden waren verpönt. Das Nationaltheater gebärdete sich wie ein antikes Theatron, das seine Vorstellungen als ein dem Gott Dionysos dargebrachtes Opfer betrachtete; so feierlich stolz schaute man drein, so ging man auf der Bühne herum „mit langsam abgetessenen Schritten“, auf dem Kothurn eines unerträglich falschen Pathos. Denn das Tragische an dem Ueberwuchern der Tragödie schwersten Kalibers ist ja eben, daß das Nationaltheater momentan über keinen tragischen Helden verfügt, der ihn Shakespeare, Racine oder die klassischen Griechen spielen könnte. Und dies ist der Grund, warum wir auf Julius Cäsar, Lear verzichten müssen, oder mangels einer würdigen Besetzung lieber verzichten möchten. Auch um das komische Personal steht es nicht viel besser. Kózsahégi ergötzt uns oft mit seinem köstlichen Humor, mit der edlen Einfachheit seiner Sprache, mit der kristallklaren Auffassung der ihm anvertrauten Gestalten. Aber alles kann ja auch er nicht; und das Erbe des unvergeßlichen Vizvári fand noch heute keinen Würdigen, der von dem reichen Schatz mit vollem Recht Besitz ergreifen könnte. Der Ausfall dieser erst-rangigen Kräfte auf dem Gebiet des Tragischen und des Komischen macht sich natürlich in der Zusammensetzung des Repertoires empfindlich fühlbar. Auch ist er ausschlaggebend in den Entschickungen unserer berufenen Dramatiker, die ihre neuen Schöpfungen lieber an solchen Kunststätten aufführen lassen, wo sie in der Zusammensetzung des Personals eine Gewähr für die dem Werk adäquate Aufführung haben. Einige Stücke könnten wir nennen, die man im Nationaltheater sehr gern gesehen und mit

Applaussturm bejubelt hätte, glänzende Stücke ungarischer Autoren, die aber gezwungen waren, ihre Aufsucht zum Lustspieltheater oder zum Ungarischen Theater zu nehmen, weil sie eben auf das Können, auch auf die Beliebtheit eines Hegedüs, Fenyvési, Góth, Lörzs, oder einer Barányi, Gombakögi fester vertrauten, als auf die lückenhafte Garde des Nationaltheaters.

Dann sollte man meinen, daß die wankende Stärke der zwei äußersten Flügel wenigstens soviel bedeutet, daß das Nationaltheater sich auf das bürgerliche Drama konzentriert und mit der intensiven Kultivierung dieser sehr wichtigen Kunstgattung seine Versäumnisse auf den zwei anderen Gebieten wettmacht und an Traditionen anknüpft, die in diesem Hause stets hochgehalten wurden. Leider ist auch das nicht der Fall. Als angenehme Abwechslung durften wir in dieser Saison die „Marionetten“ von Pierre Deber genießen. Das war auch eine Vorstellung, die der Kunst der Frau Baradi und des Herrn Odry volle Ehre machte, aber das tadelloße Zusammenspiel, das stilvolle Ineinandergehen künstlerischer Individualitäten, die spielende Leichtigkeit und den schillernden Farbenreichtum der Konversation haben wir auch bei dieser Gelegenheit vermisst, ebensowohl wie im „Fall Clemenceau“. Unser modernes Stilempfinden ist nicht auf Stars oder Primadonnen im Drama eingestellt, am allerwenigsten im Konversationsdrama. Und wenn da nicht alles klappert, wenn da ein Trac nicht gut sitzt, oder ein Galant mit feinen Händen und Füßen nichts anzufangen weiß, da ist die Sache schon verfehlt. Und dies ist um so mehr zu beklagen, weil ja eben dieses Theater eine Epoche hatte, wo es durch die musterhafte Aufführung moderner Dramen zur Weltberühmtheit gelangte. Und das ist gar nicht so lange her. Noch vor zwanzig Jahren standen wir auf der Höhe. Heute nähern wir uns mit erschreckender Schnelligkeit dem Nullpunkt.

Denjenigen, die dieses Theater lieben, deren Denken, Erinnern, Geschmacksrichtung und Weltanschauung mit dieser Bühne innig verwachsen ist, gibt es viel zu denken, wie diese Anstalt auf die schiefe Ebene geraten ist; welche geheimen Kräfte sie unterwühlt und dem Verfall geweiht haben. Denn es ist ja nicht zu leugnen, daß das Nationaltheater tief unter seinem einflussigen ruhmreichen Niveau

steht und eine stets sinkende Tendenz an den Tag legt. Eine Saison mit zwei heimischen Premieren und einer ausländischen, die aber auch nicht besonders erfolgreich konstatiert gingen, mit Reprisen, die in der ganzen Presse mit seltener Einhelligkeit der verschiedenst denkenden und fühlenden Kritik abgelehnt werden, mit den auffallendsten Mängeln des Repertoires und des künstlerischen Personals, eine solche Saison würde genügen, um das Ansehen des Theaters zu schädigen und seine Leistungsfähigkeit zu diskreditieren. Aber diese letzte Saison ist mit allen ihren Mißgriffen und Lastern nur eine logische Folgeerscheinung der vorangegangenen. An straffer Leitung fehlt es, an einer festen Ueberzeugung, die mit sich nicht handeln läßt, an einem allseitigen Interesse, dem im Betrieb des Theaters nichts unwesentlich oder unbedeutend erscheint. Hier stehen noch immer sehr wertvolle Kräfte zu Gebote, man müßte nur mit ihnen klug haushalten. Wichtige Rollenkreise drohen infolge der unerbittlichen Zeit zu verwaissen, man sollte für Nachwuchs sorgen. Es gibt eine Menge junger Talente, die man zu Nutzen und Freude der Kunst zu voller Blüte entfalten könnte, man müßte sie nur anleiten, gehörig schulen, den Edelstein kunstförmig schleifen und fassen. Verdienstvolle Dramatiker stehen vor der Pforte und bitten um Einlaß — natürlich meinen wir nicht die urkomischen Bierzigtausend, sondern reife Männer, die den Beweis ihrer Begabung erbracht haben —, an der Schwelle steht aber ein Senat für Schauspielkunst mit allen Grillen und Schrullen jedes einzelnen Mitgliedes, die fast insgesamt Theoretiker und bühnenfremde Literaten sind und dem heimischen Autor als einem unerwünschten Eindringling den Weg verrammen. Und an der Spitze des Theaters steht ein Direktor, der im Laufe seiner glänzenden Kritikerlaufbahn stets sehr wenig für ungarische Dichter und Dramatiker übrig hatte. Eine andere Gruppe erfolggekrönter Autoren meidet das Theater aus künstlerischen, vielleicht auch aus politisch-sozialen Gründen. Und wohin die Verwechslung ästhetischer und politischer Gesichtspunkte führen kann, das hat ja eben dieses Theater während der Kommunistenherrschaft am eigenen Leib erfahren.

Vor den bedrückenden Wirkungen dieser obliquen Rückschau vermag uns nur ein kühner Blick in die Zukunft

zu befreien. Das Theater muß einer anderen Zukunft zusteuern; es müssen andere Richtungen eingeschlagen werden, Richtungen, die in der Vergangenheit dieser Anstalt wohlbekannt sind und sich vorzüglich bewährt haben. Dem Volk muß man Tragödien bieten, aber es möchte sich doch hier und da auch belustigen. An dem innigen Band, das dieses Theater mit den Klassikern verknüpft, muß unverbrüchlich festgehalten werden; aber auch die Moderne fordert ihre Rechte. Eine Bühne vom Range unseres Nationaltheaters dürfte sich den modernsten Franzosen, Deutschen, Italienern nicht verschließen und sollte in der Saison einige Abende diesen kühnen Bahnbrechern der neuesten Kunst widmen. Und wo sollen sich alle ungarischen Dramatiker von Ruf und Begabung begegnen, wenn nicht im Theater der Nation? Bisher hat man diesen vielfachen Anforderungen entgegengehalten, daß das Theater schließlich doch nur über etwa dreihundert Abende verfügt, und so habe es keinen Raum für alle Verzweigungen der dramatischen Dichtkunst. Nun soll aber das Nationaltheater eine Aushilfsstätte erhalten im Stadttheater, wo es wenigstens die Woche einmal wird spielen können. Ideal für solche Zwecke ist weder die Bühne noch der Zuschauerraum dieses Hauses zu nennen. Aber es gibt eine Menge dramatischer Werke, die für dieses Haus passen, die einer mit großen Massen arbeitenden Regiekunst günstigen Spielraum gewähren und die wert sind, in größerem Ausmaße als bisher popularisiert zu werden. Madach' „Tragödie“, Goethes „Faust“, einige Shakespearische Tragödien, Sophokles' „Oedipus“ und die breit angelegten ungarischen Volksstücke können die übergroßen Maßstäbe dieses Zuschauerraumes sehr gut vertragen. Ibsen oder Bataille, Shaw oder Molnár wird man in diesem Hause gewiß nicht spielen dürfen.

Ob man im Nationaltheater ein Programm für die nächste Saison ausgearbeitet hat, und wenn ja, wie die es Programm beschaffen ist, wissen wir nicht. Aber das eine steht fest, daß da gründlicher Wandel geschaffen werden muß. Der Geist muß sich ändern, der Animus, der die Leitung beseelt. Mit einem Satz: eine neue, junge, unverminderte Energie muß einfließen, um das Theater zum alten Glanz, zur alten Blüte, zur alten Schaffensfreude zurückzuführen.